

Eva Pramschüfer: „Weißer Sommer“

Verliebt in falsche Bilder

Von Meike Feßmann

Deutschlandfunk, Büchermarkt, 24.04.2026

Alma und Théo lieben sich, und doch reicht das der Protagonistin nicht. Sie möchte alles rausholen aus ihren Zwanzigern. Sie braucht niemanden, der ihrer Freiheit im Weg steht; loslassen möchte sie Théo aber auch nicht. Vielleicht für später aufheben? Emotional ist das alles am Anschlag, literarisch aber trivial. In Eva Pramschüfers Roman „Weißer Sommer“ ist viel Kunstwille am Werk.

Es gibt nichts Neues mehr unter der Sonne, verkündete einst fröhlich die Postmoderne und versenkte das Diktat des Neuen in der Mottenkiste der Modernität. Von nun an durfte man unbeschwert das Alte immer wieder neu zusammenbasteln. Wer Lust hatte, setzte sein Leben gleichsam in Anführungszeichen und huldigte dem Thrill distanzierter Ironie.

Es mag weit hergeholt erscheinen, ein harmlos daherkommendes Debüt mit solchen Überlegungen einzuleiten. „Weißer Sommer“ heißt es und erzählt eine Liebesgeschichte. Sie soll anders sein als die üblichen Liebesgeschichten, jenseits von Kitsch und Klischee, so formuliert die 1997 geborene Eva Pramschüfer ihre Ansprüche, wenn sie auf Social Media Bücher empfiehlt. Manchmal sei sie „auf Krawall“ aus, sagt sie. Dann sortiert sie „Klassiker“, wie sie das nennt, in neue Rankings. Paulo Coelhos „Der Alchemist“ landet dabei immerhin in der untersten von fünf Kategorien, Jane Austens „Emma“ allerdings nur eine darüber.

In Eva Pramschüfers Roman hört sich das so an:

„Er strich mit dem Daumen über ihre Braue, unter ihren Augen entlang. Einen Moment lang schmolz sie unter seiner Berührung. Er formte sie, bog sie zurecht, machte sie gerade, richtig, schön.

Mach aus mir, was du willst.

Ich bin dein.“

Acht Tage in Südfrankreich

„Weißer Sommer“ heißt der Roman, weil dieser Sommer ganz anders sein soll als die anderen, weniger bunt. Es soll der Sommer der Entscheidung werden. Alma, sechsundzwanzig, Journalistin und Künstlerin aus München, hat bereits vier Jahre in die Beziehung zu Théo, einem Franzosen, „investiert“, wie sie es auf einer Pro-und-Contra-Liste nennt. Acht Tage verbringen sie nun in dem kleinen Ort in der Nähe von Marseille, wo sie

Eva Pramschüfer

Weißer Sommer

Rowohlt Verlag, Hamburg

270 Seiten

24 Euro

sich kennengelernt haben. Théos Vater ist der Steinmetz des Ortes, seine Mutter, eine Deutsche, ist vor fünfzehn Jahren durchgebrannt. Almas Familie besitzt dort eine Villa mit einem Pool aus Sandstein, eines jener Häuser, die „Menschen mit Privatjets“ gehören, wie Théo denkt, der im Sommer der Entscheidung nicht mit Alma in der Villa, sondern allein im Gartenhaus wohnen will.

Seltsamerweise versteht man lange nicht, wo genau das proklamierte Problem liegen soll. Das hat nichts mit Ambivalenz oder Komplexität zu tun, sondern damit, dass die Autorin aus dem Setzkasten des Vorhandenen recht willkürlich zusammenklaubt, was sie an Motiven, Szenerien, Bildern gern in ihrem Roman haben möchte. Théo ist gleich am Anfang der Beziehung zu Alma nach München gezogen, sie wohnen zusammen in der Wohnung, die ihre Eltern finanzieren. Bald bekam sie ein Erasmus-Stipendium ausgerechnet in Paris, während er in München Architektur studiert, in einer Bar jobbt und zeitweilig in Berlin abtaucht, ein weiterer Aufenthalt in Rom steht an. Sie lieben sich. Aber Alma befürchtet, sie sei ins „richtige Person, falscher Zeitpunkt-Ding“ geraten, also direkt in eines der Klischees, die der plakative Liebesdiskurs der Gegenwart bereithält.

„Ja! Ich will alles erleben und auskosten, aber ich will dich nicht verlieren. Aber ich bin in meinen Zwanzigern, und – fuck, diese Zeit will ich auch nicht verlieren.“

Emotionaler Overload statt eigenem Ton

Die Liebe zu Théo beschränkt ihre Freiheit. Warum wollen die beiden das ausgerechnet in Südfrankreich klären? Dramaturgisch behindert die szenenartige Rahmenhandlung das Verständnis der Geschichte. Man wird den Eindruck nicht los, dass es vor allem um die Szenerie geht, um den Anflug des Mondänen, das Aufrufen entsprechender Bilder, etwa aus den Filmen von Jacques Deray und François Ozon. In einem Roman, der seinen eigenen Ton findet, kann das reizvoll sein. Man denke nur an „Drei Wochen im August“ von Nina Bußmann oder an Deborah Levys „Heimschwimmen“. Hier jedoch wird man ständig mit falschen Bildern traktiert, die so offensichtlich auf Effekt getrimmt sind, dass man sich fragt, warum Eva Pramschüfer ihre Figuren, die sie doch als intelligent und künstlerisch darstellen möchte, solchen pseudo-originellen Unsinn denken lässt.

„Verwinkelt, so stellte er sich das Innere ihres Kopfes vor. Sie liebte Dinge zu zerdenken, zu sezieren, Filme mit komplizierten Subplots, Bücher, mit denen man jemandem ein Schädel-Hirn-Trauma zufügen könnte, würde man sie als Waffe verwenden.“

Die aufmerksamkeitsheischenden Metaphern gehören zum emotionalen Overload, der das Sprechen über Bücher auf Social Media oft so unerträglich macht. Dass die ständige Berufung auf das „Echte“ und „Authentische“ geheuchelt wirkt, wenn man alles Mögliche zusammenbastelt, wusste die Moderne ebenso wie die Postmoderne. Man wünscht sich bei der Lektüre dieses Romans, eine stringente Ästhetik möge an die Stelle des Kunstwillens treten.